

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76,

Mittwoch, den 31. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

(15. Fortsetzung.)

„Seien Sie mir nicht zu freigebig mit Versprechungen in anderer Leute Namen! Hier in München geht es ihr gut — was?“

„Gut — das ist gar kein Ausdruck. Sie wird dermaßen verwöhnt, ja vergöttert kann ich wohl sagen, daß es zum Staunen ist. Was die Menschen alle mit ihr anstellen — unglaublich ist das! Ganze Stöße von Briefen — und Blumen, die herrlichsten, kostbarsten Blumen — und Juwelen — die nimmt sie aber nicht an, wenn sie weiß, von wem sie kommen — die muß ich immer glattweg zurückschicken. Und Heiratsanträge — ach Gott, man weiß wirklich oft nicht, soll man lachen oder weinen —“

„Lachen, Sophie, immer nur lachen! Was soll dabei zu weinen sein?“

„Das sagt gnädiges Fräulein auch immer. Wenn ich ein bißchen Mitleid haben will, lacht sie mich aus. „Meine Kavaliere werden nicht an Herzweh sterben, wenn ich ihnen Körbe flechte!“ pflegt sie zu sagen. Was soll ich anfangen? Ich muß dann zulezt mitlachen. Berdenken kann man es ja den Herren nicht — sie ist gar zu schön und spielt zu wunderbar. Vorgestern wieder als Nora — das war ein Erfolg und ein Tumult! Aber eine halbe Stunde haben wir in der Garderobe gewartet, ehe wir uns trauten, nach Hause zu fahren. Die Leute waren ganz toll vor Enthusiasmus.“

„Sie sind immer im Theater, wenn Lydia auftritt — ja, Sophie?“

„Immer, Herr Professor. Die Garderobieren sind ja sehr geschickt, aber die letzte Hand muß ich doch immer anlegen — anders tut sie es nicht. Ihren Cerberus nennt sie mich. Du lieber Gott! Die beschützt und wehrt sich schon allein, einen Cerberus braucht die nicht. Eine Art hat sie, unversämte, zudringliche Leute abzuwehren — keine Prinzessin von Geblüt könnte das besser verstehen.“

Hier gab Monarch wiederum einen kurzen anmeldenden Blasi zu hören. Die Tür zur Rechten tat sich auf, ein wunderschönes Frauenbild stand in ihrem Rahmen. Ein violettes Schleierkleid umschmiegte die Glieder, im dunklen, schwarzen Haar lag ein goldenes Band — sonst war kein Schmuck zu bemerken. Eugen Förster hatte Lydia sehr schön in der Erinnerung, hatte er sie doch vor kaum zwei Jahren oft und oft gesehen; dennoch frappierte ihn der Anblick derartig, daß er mit einem staunenden Kopfschütteln vor ihr stehen blieb.

„Lydia! Lydia!“ Er sagte es in beinahe vorwurfsvollem Ton. „Ist es nicht unverantwortlich von dir, immer noch schöner zu werden?“

Sie lachte und reichte ihm beide Hände entgegen.

„Komm mir doch nicht gleich in der ersten Minute damit! Zunächst einmal: Willkommen in Europa! Willkommen in Deutschland! Willkommen bei mir!“

„Danke dir!“ Er hielt die beiden schmalen, feinen Hände in den seinen, ohne sie zu küssen. „Ich war froh, draußen zu sein, und ich bin froh, wieder hier sein zu können!“

„Wir wollen nicht hier im Vorzimmer bleiben. Komme, sieh dir meine Wohnung an!“

„Dast du denn Zeit für mich?“

„Glücklicherweise ja! Also, was trinkst du? Oder möchtest du etwas essen?“

„Wenn Wittenberger Kuchen da sind —“

„Sollst du haben. Wittenberger Produkte sind immer bei mir zu finden, pikante, auch süße! Sophie weiß schon, was sie uns bringen soll. Und der Burgunder, Sophie — ins weiße Edzimmer!“

Sie ging ihrem Gast voran, Monarch folgte ihr auf weichen Sohlen. Eugens Künstlerblick umfasste bewundernd die schlankste Mädchengestalt. In jeder Bewegung Lydias, wie sie den Türvorhang zurückschob, wie sie über den Teppich schritt, die Sessel rückte, sich in die Polster gleiten ließ, lag eine ungesuchte Anmut — das hauptsächlichste Gepräge ihrer Erscheinung aber war Vornehmheit. Eugen mußte an Sophies soeben gehörten Ausspruch von der Prinzessin edelsten Geblütes denken. Er wollte sie gar nicht so eingehend studieren, darum ließ er den Blick rundum schweifen.

„Keine Vorbeeren, keine Rollenbilder?“ fragte er heiter.

„Ach Gott, nein!“ wehrte sie ab. „Das Ruhmesgemälde finde ich schrecklich geschmacklos und Staub verbreitend, von dem ich ein abgesagter Feind bin. Und Bilder von mir? Wozu denn? Ich weiß ja ganz genau, wie ich aussehe —“

„Wirklich, Lydia?“

„Muß außerdem notgedrungen immerzu Studien vor dem Spiegel machen! Natürlich existieren Rollenbilder von mir in Massen, da lassen die Photographen nicht ab. Hab ich dir denn keine Bilder geschickt?“

„Bewahre! Ebenjowenig, wie ich dir meine Pinsel-leien zugesandt habe!“

„Es sind mir aber viele davon, in Reproduktionen, auch im Original, vor Augen gekommen. Die orientalischen Stützen und die Pastellbilder aus Dalmatien sind prachtvoll. Ich gratuliere dir dazu!“

„Die Sache will's! Wer da nicht trunken vor Motiven wird, der soll nie wieder Stifft oder Pinsel in die Hand nehmen. Ich muß hier übrigens eine Ausstellung machen — die Leute lassen mir ja keine Ruhe. Mir ist's gar nicht recht, kaum hier angelangt, gleich so Hals über Kopf zu tun zu bekommen.“

„Dein Name ist wirklich in aller Leute Mund.“

„Mögejache!“ warf er sorglos hin.

„Gerade wie bei mir.“

„Erlaube! Das ist denn doch ein Unterschied! Bei dir spricht die Persönlichkeit das Hauptwort. Du kannst die Leute hinreißen und entzünden kraft deiner Erscheinung, deines Spiels! Bei einem Malersmann liegt die Sache anders. Ich sehe mit meinen Augen, das Publikum sieht mit seinen. Außerdem — bei Malern, die erst Ruf und Namen haben, schwindet die eigene Meinung im Publikum verblüffend schnell — es gibt gar zu viele Nachtreter und Nachbeter. Ich kenne sogenannte Kunstmägere, die keinen Schimmer von Malerei haben, dafür desto mehr Geld. Die behaupten, sie müßten ein Bild, von meiner unsterblichen Künstlerhand gemalt, besitzen, sie könnten sonst nicht in Ehren vor ihren Mitmenschen bestehen, dürften sich in

ihrer Kreisen nicht mehr sehen lassen. Auch ein Standpunkt — nicht wahr? Du darfst mich deswegen nicht als Menschenverächter einschätzen. Ich sage nur: auf hundert Bananen ein Kenner! Lob und Anerkennung von solchen, die etwas von der Sache verstehen oder auch nur eine wirkliche, ehrliche Freude daran haben, hat mich noch immer gefreut. Auch der viele Mammon freut mich. Es läßt sich doch allerlei Hübsches damit machen.“

„Gleich zum Beispiel ein Haus der Mitmenschen gründen!“

„Hab' ich das wirklich getan? Da waren doch Scholler und Krafft und sonst noch dieser und jener dabei.“

„Aber dem ersten Anstoß und das meiste Geld hast du gegeben!“

„Was du nicht sagst! Jedenfalls — es ist mir besonders lieb, dich in dieser „Gründung“ vorzufinden. Wie kommst du denn mit den zurzeit hier vorhandenen Mitmenschen zurecht?“

„O, ausgezeichnet! Es sind tüchtige, auch lebenswürdige Leute unter ihnen — wir halten gut zusammen; viele nennen sich meine Freunde.“

„Sind es aber nicht — wie?“

„Nein“, sagte Lydia freimütig. „Was ich unter Freundschaft verstehe, das trifft auf mein Verhältnis gegenüber meinen „Mitmenschen“ nicht zu — das ist gute Kameradschaft — und ist die nicht auch schon sehr viel wert?“

„Sicher ist sie das! Ich fürchte nur, sie wird allzu häufig eine Trübung erfahren — die männlichen Mitmenschen werden sich alle unfehlbar in dich verlieben.“

„Doch nicht alle — und auch nicht unfehlbar. Ich gelte allgemein für eine Eiszungfrau — aber hier ist Sophie mit unserm Imbiß! Greif' zu, Eugen!“

„Con ottimo piacere! Schönen Dank, Sophie! Sie haben das weniger nach Münchener als nach Wittenberger Manier hergerichtet. Was für ein edler Tropfen ist dieser Burgunder! Dein Wohl, liebe Lydia!“

„Das deine!“

Die zartgeschliffenen Glaskelche klangen in zitternder Schwingung gegeneinander.

„Also Eiszungfrau!“ nahm der Maler den Faden des Gesprächs von neuem auf. „Wundert mich übrigens nicht so sehr, nur — wer dich auf der Bühne gesehen hat — und es sind gute Menschenkenner dabei! — der kann nicht genug dein warmes, beseeltes Spiel loben!“

„Nimm an“, entgegnete Lydia und legte ihrem Gast einen Löffel voll herrlich duftender Erdbeermarmelade auf den Teller. „Nimm an, ich spare soviel Wärme und Beseelung für meine Rollen auf, daß für die Menschheit privatim nichts mehr übrig bliebe!“

„Ob es das gibt? Ob das geht? Nun, wir können ja die Probe auf das Exempel machen. Ich habe dich ja von neuem kennen zu lernen. Welche Rollen sind deine nächstliegenden?“

„Ophelia — Gretchen — Rautendelein — du hast Glück! Gerade in kommender Woche drei Diebstahlsrollen!“

„Ich gestehe, ich bin gespannt! Wenn du mich auch aus meiner Illusion gerissen hast, dein Freund zu sein —“

„Guter Kamerad!“ unterbrach sie ihn schnell.

„So soll doch mein Interesse für dich und deine Kunst nicht um einen Schatten blässer werden. Offen gestanden aber, Lydia — ich bin von Herzen froh, daß ich nicht in dich verliebt bin.“

„Darüber bin ich auch von Herzen froh.“

Nun lachten sie beide, ließen von neuem die Gläser aneinanderklingen und tranken sie bis zum letzten Tropfen aus.

„Du bist anderweitig stark engagiert, wie es mir scheinen will“, neckte Lydia.

„Nehtgeschossen! Augenblicklich ganz frei, womit übrigens keine Garantie für die nächste Zukunft gegeben werden soll. Aber ich bin zurzeit ein bißchen weidwund — ich hatte da in Tunis ein Erlebnis.“

„Möchtest du darüber sprechen?“

Korrekturen, folgt

Neujahr 1925!

Schau zu den Sternen hinauf!
Weit um die Welt wölbt sich das Blau.
Darin sie prangen.
Geht nicht zur Gottheit bebrütem Bau
Dein Heimverlangen?
Du grübelst an dem Schimmerband
Und gehst im Kreise.
Nur deine Seele kennt das Land
Der letzten Reise!

Schau zu den Sternen hinauf!
Was nützt es, um die Sorgenlast
Des Jahres zu rechen?
Es kam, was du getragen hast.
Von höh'ren Mächten!
Das Neujahr aus der Ewigkeit
Sieh still sich senken
Es wird, von Vaterhand geweiht,
Auch Sonne schenken!

Schau zu den Sternen hinauf!
Nicht jeder Jugend Stürmerflug
Führt hoch zur Volle!
Auch, der das Korn zur Scholle trug,
Dient seinem Volke!
Steh nicht an der Verzweiflung Tor
Mit starren Händen.
Was dir das Schicksal auserlor,
Ruht du vollenden! . . .

Rolf Römer.

Jahresanfang auf dem Erdenrund

Von Richard Germershausen.

Nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern war es Sitte, den Jahresanfang auf die Mitternachtsstunde zwischen dem 31. Dezember und 1. Januar zu legen; die Griechen kannten beispielsweise die Sitte der Neujahrsfeier überhaupt nicht; die alten Römer begannen das neue Jahr am 1. März, und noch der französische Revolutionskalender hat den Jahresbeginn auf die Mitternachtsstunde verlegt, die der Herbstnachtsfeier voranging. Erst später wurden die Kalenden, d. h. der erste Tag des Januar, in Rom zum Neujahr, und die ersten Christen übernahmen den Brauch, obwohl die Kirchenältesten diese Erbschaft des Heidentums mit Unwillen sahen. Lange Zeit galt der 25. März im offiziellen Leben der Kirche als Neujahrstag. An diesem Tag feierte man Maria Verkündigung, ein Fest, das als erstes auf die Ankunft Christi auf Erden hinweist, und mit dem die neue Epoche der Menschheitsgeschichte beginnt. Erst im 17. Jahrhundert wurde der Jahresanfang auf die Mitte der zwölf heiligen Nächte verlegt, die vom 24. Dezember bis 6. Januar dauern. Damit kam man den alten Volksbräuchen des germanischen Nordens, die sich an das Julefest knüpften, entgegen, und die meisten heutigen Silvesterbräuche entstammen jener Zeit.

Auf mannigfache Weise begehen die Völker des Erdenrunds die Ankunft des neuen Jahres. In einigen englischen Grafschaften stürzen die Burichen und Mädchen beim Schlag der zwölften Stunde zum Dorfbrunnen, um aus der Quelle den Schaum abzuschöpfen. Wer als erster den Schaum aufsaugt, hat, dem lächelt das Glück im kommenden Jahr. Die freudige Gesellschaft veranstaltet dann einen Umas durch das Dorf und verkündet laut wer der Glückliche gewesen ist. Paarweise ziehen sie einher; nicht selten treibt der Liebesgott in der Neujahrsnacht sein Spiel und stiftet manchen Ehebund. In anderen Ortschaften besteht der Brauch der sog. „Rammswolle“. In ein Gefäß mit heißem und gewürtem Bier werden gebratene Äpfel geworfen, die das Getränk so mild machen, daß es den Namen Rammswolle verdient. Dieses Gebräu wird nun in großen Mengen getrunken. Freilich ist die Wirkung durchaus nicht so stark, wie der Name zu verbrochen scheint. Es werden außerdem große Brote gebacken, die mit Früchten und allerlei Gewürzen zubereitet sind. Dieses Brot hat ein Loch in der Mitte, und beim Schlag zwölf begibt sich die häuerliche Familie mit ihrem Gefinde in den Stall, um dem schönsten Ochsen das Brot auf das Horn zu stülpen. Nun wird das Tier gereizt, und wenn es das Brot nach vorn abschüttelt, so gehört es der Hausfrau; wird es nach hinten geschleudert, fällt es dem Groknecht anheim. Anderwärts tragen Knaben und selbst erwachsene Männer in der Silvesternacht einen Jauntönig in einem geschmückten Käfig von Tür zu Tür und singen dabei das Lied vom Jauntönig. Zeigt sich im Fenster ein Mädchen, so muß es sich, der alten Volksweisheit gemäß, dem Burichen anverloben, der der Tür am nächsten steht.

In Rumänien pflügt man sich am Neujahrsmorgen eine Handvoll Getreidekörner unter guten Wünschen für eine reiche Ernte zuzuworfen. Wenn Arme auf diese Weise Reichen Glück wünschen, dann wird als Gegenleistung natürlich ein Geldgeschenk erwartet. In einigen Teilen Mazedoniens berühren Knaben mit grünen Zweigen alle die, die ihnen begegnen, damit es ihnen im kommenden Jahr an nichts fehlen möge. In Athen werden zum Sammeln von Geld Modelle von Schiffen, sog. Sanft-Paulus-Schiffe, umhergetragen. Sie sollen das Schiff darstellen, auf dem am

geblüht der heilige Basilus, dessen Fest am 1. Januar gefeiert wird, von Cäsarea ablegelte. Einen ähnlichen Brauch findet man auch vielfach anderwärts; er wird dahin gedeutet, daß er die Schiffahrt fördern oder böse Geister auf das Meer hinausjagen solle. In Klein-Rußland werden auf den Tisch um einen großen Feinstuch Strohgarnen aufgestellt, hinter denen sich der Familienvater versteckt. Seine Frage, ob sie ihn sehen können, verneinen die Kinder natürlich, worauf er den Wunsch ausdrückt, daß er für sie ebenfalls unsichtbar sein möge, wenn er zur Erntezeit durch die Kornfelder schreite. In Litauen werden am Neujahrstag neun verschiedene Dinge aus Teig gebacken: ein Geldstück, eine Wiege, ein Brot, ein Ring, ein Totenkopf, eine alte Frau, ein alter Mann, eine Leiter und ein Schlüssel. Jeder darf dreimal in den Haufen hineingreifen, und was er dabei mit den Fingern greift, sagt ihm voraus, was ihm das neue Jahr bringen wird.

Die Vorliebe der Chinesen für öffentliches Schauspiel tritt deutlich auch in der Art zutage, in der sie ihre Feste feiern. Und ihr Leben ist reich an Festen, unter denen vor allem auch das Neujahrstag hervorsticht. Seine lange Dauer ist bezeichnend für den geringen Wert, den die Zeit im Leben des Chinesen einnimmt. So werden die amtlichen Geschäfte schon zehn Tage vor Neujahr eingestellt, die Amtsstempel verwahrt und die Regierungsbüros geschlossen. Die gerichtlichen Feiertage aber, an denen alle strafrechtlichen Verfahren ruhen und keine Urkunde ausgestellt werden darf, währen einen ganzen Monat. Das Neujahrstag fällt bei den Chinesen in die letzten Tage des Januar. An den beiden letzten Tagen des Jahres bringt der Chinese den Göttern seines Hauses reiche Opfer dar, und am Vorabend des Festes verläßt er durch Bombenschläge und Feuer die bösen Geister. Im Gegensatz zu dem lärmvollen Treiben, das an diesen Tagen herrscht, sind die Straßen am Neujahrstag selbst wie ausgestorben. Erst der zweite Tag des neuen Jahres bringt durch den regen Austausch von Glückwünschen neues Leben. Auch die Gasse, keine Rechnungen zu bezahlen und sich gegenseitig zu beschenken, ist in China an das Neujahrstag geknüpft. Als die Blume des Festes wird die Narzisse angesehen, und es bedeutet ein gutes Vorzeichen, wenn sich die erste Knospe dieser Blume am Neujahrstag entfaltet.

In der Schweiz sind zum Jahreswechsel einige Bräuche üblich, in denen eine Reihe drolliger Red- und Spottnamen die Hauptrolle spielt. Wer am Silvesterabend im Haus und in der Schule zuerst erscheint, wird „Stubensuch“ oder „Stubentapp“ genannt; den zweiten heißt man „Nachtapp“. Wer sich aber zuletzt einfällt, erhält den Spitznamen „Silvester“, und muß sich allerlei Schabernack gefallen lassen. In den Bandfabriken von Basel gibt man der zuletzt erscheinenden Arbeiterin eine Puppe in die Hand, das so „Silvesterbabi“. Wer übrigens bei Jahreschluss am Fenster stehend angetroffen wird, den bezeichnet man als „Fensterhühnchen“, während die Namen „Dienstab“, „Dienbod“, „Dienbruder“ für die bestimmt sind, die sich am Ofen wärmen. Mit ähnlichen Scherzen unterhält man sich auch am Neujahrsmorgen. Wer zuerst aufsteht, heißt „Falleitupfer“, und man sagt, er habe das ganze Jahr über zu befehlen. Als „Neujahrstalb“ wird derjenige genannt, der sich zuletzt aus dem Federn erhebt. Man bringt ihm Heu ans Bett und in einem Kübel eine Portion Milch.

Seit wann ist der 1. Januar ein Feiertag?

Der Ablauf eines Kalenderjahres wurde von den Menschen schon von altersher als ein Einschnitt im Leben empfunden, und man nahm Gelegenheit, ihn festlich zu begehen. Schon bei den Römern war es der 1. Januar, den sie als Neujahrstag feierten und von ihnen haben wir diese Sitte übernommen. In Frankreich erinnern die *étrennes* sogar noch an die strenua, die Geschenke, die sich die Römer am Neujahrstage zu überreichen pflegten.

Die christliche Kirche lehnte es freilich zunächst ab, den 1. Januar als Jahresbeginn zu feiern. Das mag damit zusammenhängen, daß das heidnische Neujahrstag mit allerhand Unfug und derber Ausgelassenheit verbunden zu sein pflegte. Außerdem wurde alle Aufmerksamkeit auf die Person Christi gelenkt und die Hauptereignisse seiner Erdenwanderung wurden für wichtigere Einschnitte gehalten als der „weltlich“ berechnete Neujahrstag. Mit der Geburt des Messias begann ein ganz neuer Zeitabschnitt, die Kirche wollte darum viel lieber den Weihnachtstag als den Beginn eines neuen Jahres gefeiert wissen. Es bildete sich allmählich für Weihnachten die Bezeichnung das Kleine Neujahr aus, während der Dreikönigstag das Große Neujahr hieß. Am ersten Januar legte die Kirche in den ersten Jahren ihres Bestehens dagegen einen Fast- und Bußtag an. In manchen Ländern, so vor allem im Morgenlande, beharrte man wieder andere Weise und legte am 1. Januar einen besonderen kirchlichen Feiertag an, nämlich das Fest der Beschneidung und Namensgebung Christi. Es war ja dies der 8. Tag nach dem Weihnachtstag und diesem legte man eine gewisse Bedeutung bei: fast nach jedem der größten christlichen Feiertage wurde die Oktave festlich begangen. Die Abneigung der abendländischen christlichen Kirche gegen die Feier des weltlichen Neujahrstages hielt noch bis in Luthers Tage an. In einer Predigt des Reformators findet sich eine Stelle, in der er die weltliche Gemeinde ermahnt, das Jahr nicht vom 1. Januar,

sondern vom Weihnachtstag zu zählen: „Wir Christen sehen unfern neuen Jahresanfang an dem heiligen Christtage, wie die Jahreszahl zeuget, daß man schreibt: „Im Jahr nach Christi Geburt.“ Doch bald nach Luther fingen auch die christlichen Prediger an, des 1. Januar von den Kanzeln herab zu bedenken. In ihre Reihe gehört Libanius auch schon Melancthon.

Vom Runenstab zum Almanach.

(Aus der Geschichte des deutschen Kalenders.)

Der neue Kalender, der jetzt überall an die Wand hängt oder auf den Tisch aufgestellt wird, ist so recht das Sinnbild des neuen Jahres, und er soll der treue Beleiter durch die lange Reihe der künftigen Tage und Wochen sein. In dieser einfachen Zusammenfassung, die doch so mannigfache Aufschlüsse aus allen möglichen Gebieten umschließt, selbst wenn wir von den Sonderkalendern für einzelne Zweige des Lebens absehen, offenbart sich eine lange Geschichte. Viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende haben an der Entstehung und Entwicklung unseres Kalenders gearbeitet, und erst ganz allmählich ist er zu dem geworden, was er heute ist. Daß der Mensch sich über den Ablauf der Zeit Rechenschaft geben wollte, ist ein Urtrieb, der früh aufzutreten sein muß. Robinson macht sich auf seinem verlassenen Eiland Einschnitte in die Rinde eines Baumes und zählt so die Tage seines Aufenthaltes. Ganz ähnlich haben wir uns die Anfänge des Kalenders bei den alten Germanen zu denken. Man bediente sich der in das Holz eingeritzten Runen zur Aufzeichnung der Monats- und Jahres-einteilung, und in solchen hölzernen Runenstäben haben wir die früheste Form des deutschen Kalenders zu erblicken. Solche „Runentalender“ sind uns natürlich nicht aus ältester germanischer Zeit, sondern aus sehr viel späteren Epochen erhalten, nämlich erst seit dem Mittelalter, wo man diese alten Stabkalender als eine Erinnerung an ferne Vergangenheit wieder ausbrachte. Aus jener Zeit sind uns auch einige Runenkalender mit Kalendern erhalten, denn die alten Deutschen ritzten in das Schwert mächtige Runenzeichen, die der Waffe einen Zauber verliehen, und auch die Zeichen des Kalenders wurden hier festgehalten, um dem auf weiser Fahrt befindlichen Ritter die Möglichkeit zu geben, sich über die Zeitrechnung zu unterrichten. Der älteste deutsche Kalender, den Wilhelm Uhl in seinem Buch über „unseren Kalender“ nachweist, stammt aus dem 8. nachchristlichen Jahrhundert. Er ist mit gotischen Buchstaben auf Pergament geschrieben und in der Sprache der Bibelübersetzung des Altfas abgefaßt; wir besitzen von ihm nur ein kleines Bruchstück, das den Schluss des Oktobers und den November umfaßt. Schon ganz wie bei unseren modernen Schreibkalendern stehen die Tage untereinander, und an der Seite ist ein Platz für Notizen. Karl der Große führte dann die deutschen Monatsbezeichnungen ein und gab dem deutschen Kalender eine weitere Ausgestaltung. Solch ein ausführlicher germanischer Kalender ist uns aus dem 10. Jahrhundert in dem so ansehnlichen Menologium überliefert. Hier werden in 231 Stabreimen die Festtage des Jahres, die einzelnen Monate und die wichtigsten Heiligen, mit heidnischen Vorstellungen vermischt, angeführt. Sonst sind aus dieser Zeit nur lateinische Kalender bekannt, und zwar waren im Mittelalter lateinische Gedächtnisverle allgemein verbreitet, der so Ciconianus, wie diese Reihe nach den Anfangsilben des ersten Verses, der die Bezeichnung Christi im Januar hervorhebt, hießen.

Gedächtnisverle sind erst seit dem 14. Jahrhundert häufiger; sie enthalten bereits allerlei mediastische und astrologische Angaben, bezeichnen die Tage, an denen zur Ader lassen werden soll, führen an, was man in den einzelnen Monaten essen soll und essen darf, und enthalten auch bereits einige Wetterungsprophetien. Die ersten „Bauernregeln“. Genannt wurden diese Anhangsel an den Kalender zusammenfassend „Braktik“. Der Name „Kalender“ aus dem ersten römischen Monatstage „Calendae“ gebildet, tritt erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts hin und wieder auf, hat sich aber eigentlich erst im 19. recht eingebürgert. Natürlich bemächtigte sich die Buchdruckerkunst sofort des Kalenders, nach dessen Verbreitung ein großes Bedürfnis bestand, und zu den frühesten Intunabeln gehören einige Kalenderblätter und Kalenderhefte. Die ersten gedruckten Kalender kamen aus Mainz und zwar aus den Jahren 1448–57. Der wichtigste unter ihnen ist der Münchener Türken-Kalender von 1455, so genannt nach dem wohlklingenden Gedicht über die Türkennot, das das 6. Quartblätter umfassende Gedicht eröffnet. Bald erhielten die Kalender sehr schöne Bilder und jeder Monat wurde nicht nur mit einem hübschen Schmuckbuchsaben, sondern mit einem Monatsbild schmückt, in dem der deutsche Holzschnitt die anmutigsten Szenen darstellt. Da ist a. B. der Januar ein alter Mann, der den Becher schmeckt, der Februar lauert am Ofen und wärmt sich die Hände, der März ist ein Bauersmann, der das Feld beackert; den Mai stellt Frau Venus dar, die unter blühenden Bäumen in der Badewanne sitzt und ein Frühlingsbad nimmt usw. Auch die Planeten erscheinen in den Monatsbildern und die vier Temperamente. Der bedeutendste Kalenderdrucker der Frühzeit ist der Augsburger Günther Zainer gewesen, der sowohl lateinische als deutsche Ausgaben veranstaltete. Der Türkenkalender liefert auch das älteste Beispiel für den einjährigen Kalender, bei dem nicht nur die Fasttage, sondern alle Tage des Jahres aufgeführt werden. Einen Kalender für drei Jahre stellte zuerst der Astronom Regiomontanus auf, dessen auf erstier Fortbildung beruhende Angaben für die Folgezeit maßgebend wurden.

Mit der Reform Gregors XIII. erhielt der Kalender dann eine neue Verbesserung die freilich zunächst viele Klagen hervorrief, weil die alten Kalender nun nicht mehr stimmten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen dann die Schreibkalender, bei denen den einzelnen Monatsblättern leere Blätter für Notizen beigegeben waren. Der 100jährige Kalender, der Prophezeiungen für 100 Jahre sammelt, wurde zuerst 1701 von Hellwig herausgegeben. Im 18. Jahrhundert wird der Kalender zum aierlichen Almanach des Rosoko, der auch literarische Beiträge enthält und eine Fülle von Kupferstichen erhält.

Minna, die Perle.

Eine lustige Erinnerung von Ulrich Müller.

Wir hatten einmal, als die Zeiten noch nicht so schwer waren wie heute, ein Dienstmädchen. Es hörte auf den Namen „Minna“ und war eine sogenannte Unschuld vom Lande. Die Stellung in unserem Hause war Minnas erste, aber da sie ein gefälliges Auseres hatte und bildungsfähig schien, so hatte meine Frau sich doch entschlossen, sie als Mädchen für alles einzustellen. Wenn sie auch über die Maken begriffstübig war und eine ungewöhnlich lange Zeituna hatte, einen unläßbaren Vorteil hatte sie doch und das war ihr unfreiwilliger Humor, der uns oft erheiterte und uns allen Ärger schnell vergessen machte, den wir sonst mit ihr hatten.

Einige Tage nach ihrem Dienstintritt meldete sie einen Herrn der bei uns Besuch machen wollte, mit folgenden Worten an: „Draußen ist ein Mann, der hat mich diesen Zettel (die Besuchskarte) teleben und da hab ich lesacht, lehn Se man in die lute Stube Sie werden gleich kommen.“ Um sie zur Reinlichkeit anzuhalten, empfahl ihr meine Frau, jede Woche ein warmes Bad zu nehmen, worauf sie versäumt hatte: „Aber, Frau Müller, ich bin doch kein fleenet Kind nicht mehr.“ Dagegen benutzte sie in ausgiebigem Maße ein Vorfüß, nach dem oft die ganze Wohnung roch und als ihr meine Frau deswegen Vorhaltungen machte: „Aber, Minna, wie kann man nur so nach Moschus riechen!“ erhielt sie die klassisch Antwort: „Det is doch iana einfach, man tröppelt sich een bihten uff die Bluse.“ Um ihr eine Freude zu machen, schenkte wir ihr eines Tages eine Theaterkarte und schickten sie rechtzeitig hin. Nach einer halben Stunde war Minna wieder zurück, sehr enttäuscht und beleidigt: „Erst war da lon ichneet Bild an der Wand, aber als ich mir det trabe beilehen wollte, sogen sie et hoch und denn sankten sich zwee Kerle, det kann ich doch alle Tage uff die Strake erleben.“ Zum Geburtstag wollte ich meiner Frau einen Gipsabguss der Venus von Milo schenken und ließ ihn von dem Kunstbändler durch Minna abholen. Als sie ihn hereinbrachte, meinte sie wie zu ihrer Entschuldigung: „Aber die olle nachliche Figur war schon kaputt, als der Kooßmann sie mich inepadt hat.“ Leider war sie beim Abwachen in der Küche recht ungeschickt und es gab oft Scherben. Einmal verlor meine Frau ihre sonstige Kammsgeduld und jammerte: „Aber Minna, Sie haben ja das ganze Chgelehter zerichlaaen, wo soll denn das hin?“ worauf Minna schlangfertig erwiderte: „Na, det kommt doch woll in'n Müllkasten!“ Eines Abends ging sie auf ein Tanzvergnügen, versprach aber, um zwölf zu Hause zu sein. Wir barten uns schlafen gelegt und die gute Minna ganz vergessen. Morgens gegen vier klingelte es ganz leise an der Haustür; wir vermachten einen dummen Jungentreich und lehrten uns nicht daran. Als wir eben wieder eingeschlafen waren, kloppte es zum zweiten Male ebenso leise. Schlaftrunken achteten wir nicht darauf. Nach einer weiteren Viertelstunde ging die Klingel zum dritten Male ganz schwach. Jetzt wurde es mir aber zu bunt. Ich warf mich in die Kleider und öffnete die Haustür. Minna stand davor wie ein beeessener Budel. „Aber Minna, warum klingeln Sie denn nicht wenigstens gleich ordentlich?“ „Ach entschuldigen Sie man!“ stotterte sie verlegen, „aber ich wollte Sie doch nicht ferne uffwecken!“ Einige Tage später sahen wir eine Abendgesellschaft und Minna lag es ob, die Gäste nach Schluß an die Haustür zu begleiten, wofür sie das übliche Trinkgeld bekam. Als sie von einem Herrn nur fünfzig Wiennia erhielt, sagte sie treuherzig: „Der vorichte Herr hat mich aber eine Mark und nen Ruh teleben“, was uns der Gast bei seinem nächsten Besuch lachend erzählte. Ihr gutes Herz aber offenbarte sich ganz besonders bei einer Gelegenheit und das soll ihr für immer eine freundliche Erinnerung bei uns bewahren. Ich war in den Garten gegangen, um für meine Kinder an einem Baum eine Schaukel zu befestigen. Als ich gerade den einen Strid um den Ast gelegt hatte, und dabei auf einem Stuhle stand, kam Minna aus der Küche gestürzt und schluchzte: „Ach lieber guter Herr Müller, tun Sie det doch um Gotteswillen nicht, et kommen doch noch wieder bessere Zeiten, wer wird sich denn immer gleich uffhängen!“ Nachdem sie so ein halbes Jahr sehr zu unserer Erheiterung beitragen hatte, kündigte sie eines Tages mit der Bemerkung, sie wolle nun heiraten. „So“, meinte meine Frau, „das freut mich wer ist denn der Zukünftige?“ worauf sie erröthend erwiderte: „Det weck ich nicht, ich wollte ooch nicht gleich zu neu-meria find!“

So ging sie nun von uns und wir saßen sie mit einem nassen und einem trockenen Auge scheiden. Wir haben noch manden dienstbaren Geist gehabt, aber nie wieder einen solchen wie „Minna, die Perle“.

Welt und Wissen

Die Neujahrsfeier im Wechsel der Zeiten. Die Silvesterbräuche stimmen oft mit den Weihnachtsbräuchen überein, da sie beide Überreste des nordisch-germanischen Festes sind und sich deshalb an die alten germanischen Sitten streng anlehnen. Wir wissen ja, daß das Neujahrsfest nicht seit jeher am 1. Januar gefeiert wird, sondern daß erst die letzten Jahrhunderte uns den 1. Januar als Neujahrsfest beilehnten. Abzusehen davon, daß die nichtchristlichen Völker ganz andere Termine für das Neujahrsfest haben, haben auch sehr viele christliche Völker bis in die letzte Zeit das Neujahrsfest zum Teil nach alten Sitten der Heiden mit dem Frühlingssanfang beangangen. So hatte das deutsche Jahr noch zur Zeit Karls des Großen seinen Anfang am 25. März, so daß der 25. März der Neujahrstag war. Erst unter den letzten Karolingern feste man den Jahresanfang auf den 1. Januar fest. In Rußland war bekanntlich der Kalender bis zur Zeit der Revolution um 13 Tage in der Rechnung zurück, so daß das russische Neujahrsfest tatsächlich erst am 14. Januar nach unserer Rechnung stattfand. Spanien und die Niederlande feiern das Neujahrsfest erst seit 1575. England seit dem 13. Jahrhundert, Frankreich seit 1564, Venedig seit 1653, Florenz erst seit 1745. Der Grundsatz des kluken Papstes Gregor des Großen, daß man die Feste der Heiden allmählig in christliche verwandeln und in manden Stücken nachahmen müsse, hat auch auf die Gebräuche des christlichen Neujahrstages, bezw. der Silvesternacht, seine volle Anwendung gefunden. Für die Mohammedaner ist das Neujahrsfest, Muharram genannt, ein Freudenfest, welches sich am besten mit unserem Karneval veraleichen läßt und mehrere Tage dauert. Wie bei den Hindus, ist auch bei den Mohammedanern der Kalender auf das Mondjahr von 355 Tagen gearündet; die erleren bringen ihr Jahr durch Schaltmonate in einiae Abereinkimmung mit dem Sonnenjahr; den Bekennern des Islams wurde dies aber von Mohammed ausdrücklich verboten. So stellt sich ihr Neujahrsfest gegen unseren Kalender jährlich um elf Tage früher ein als im Vorjahr, und macht in 33 Jahren die Runde.

Goethes und Schillers Silvester-Aberglauben. Reizuna zum Aberglauben ist mit geistiger Größe durchaus nicht vereinbar. Ein Beethoven war von der unheilvollen Wirkung der Zahl 13 überzeugt, und ein Bismarck scheute ängstlich davor zurück, ie 13 Personen um seinen Tisch versammelt zu sehen. So darf man sich nicht wundern, daß man auch bei unsern großen Dichtern Goethe und Schiller einen gewissen Gana zum Aberglauben findet, der vornehmlich an die Neujahrnacht und den vorausgehenden Silvesterabend anknüpft. Goethe achtete, wie wir aus seinen Briefen seines Freundes v. Knebel ankündiate, mit besonderer Spannung auf die ersten Worte, die im anbrechenden neuen Jahr zu ihm gebrochen wurden, und leate ihnen eine Vorbedeutuna für die im Jahre bevorstehenden Ereignisse bei. — Schiller dagegen war selbstamerweise unangenehm berührt, wenn er am Silvesterabend eine erfreuliche Nachricht erhielt, denn er war überzeugt, daß das neue Jahr dann um so unglücklicher sein werde. — Ganz ähnlichen Vorstellungen huldiate übrigens Henrik Ibsen. Troß seiner durchdringenden, kritischen Schärfe des Geistes rührte er am Silvesterabend Papier und Tinte nicht an, ja, wollte sie nicht einmal lehen, weil er fürchtete, daß sonst im neuen Jahre seine Schaffenskraft leiden könne.

Schicksalsorakel in der Silvesternacht. Altheidnische und christliche Gebräuche mischen sich eng in der Silvesternacht, und es ist natürlich, daß neben der Vergangenheit die Zukunft die Menschen besonders beschäftigt. Durch das lärmvolle Neujahrsschießen sollen die aufsteigenden Zukunftssorgen betäubt und durch allerlei abergläubische Sitten, die halb ernst, halb scherzhaft genommen werden, soll der Schleier von den kommenden Dingen gezogen werden. Der nächtliche Lärm auf den Straßen und die Sitte des Bleibetkens sind die letzten Überreste davon. Mannigfaltig waren und sind die Weissagunasmethoden. Das Salz als Symbol der Unverwundlichkeit hat dabei einst eine große Rolle gespielt. Zwölf ausgehöhlte und mit Salz gefüllte Zwiebeln sollten je nach der Menge des Wassers, das sich in ihnen sammelte, trodenes und feuchtes Wetter für die kommenden zwölf Monate verkünden. Für die einzelnen Mitglieder der Familie wurden Salzhaufen aufgelegt, deren rasches oder langsames Zerfließen als Orakel für die Lebensdauer der einzelnen Personen gedeutet wurde. Neben abergläubischen Vorstellungen spielte das aenenleittae Beileken zum Silvestertag eine große Rolle, und endlich ist das Glückwünschen ein alter Brauch. Es ist bemerkenswert, daß sich unter den ältesten Holzschnitten, die man aus der Zeit der Entstehung dieser Technik besitzt, Neujahrstagen aus dem 15. Jahrhundert befinden. Sie stellen das Christkind dar, das ein breites Band hält mit der Aufschrift: „Ein aut künftia Sor!“